

Zeitschrift: Fraueztig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 49

Artikel: Die Sozis wollen reden, reden, reden
Autor: Boos, Susan / Gneist, Marie-Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sozis wollen reden, reden, reden

In der deutschen Schweiz gibt es dreizehn sogenannte Erziehungs-Institutionen für Mädchen und junge Frauen. Sie funktionieren praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Die Zeiten, als man die Jugendlichen als revolutionären Akt aus den Heimen raus-holen wollte, sind vorbei. Ein Annäherungsversuch an diese heimliche Heim-Welt.

**Von Susan Boos (Text) und
Marie-Anna Gneist (Fotos) ***

«Warum interessieren Sie Mädchen-Institutionen?» Die Frage kam immer wieder, als ob ich eine unanständige Absicht hegte. Weil das Strafgesetzbuch revidiert werden soll und auch das Jugendstrafrecht in einem neuen Entwurf vorliege. Und weil wenig über Mädchenheime bekannt ist, über junge Frauen, die mit dem Jugendstrafrecht in Konflikt kamen und eine «Massnahme» eingefangen haben. Eine Massnahme? Was ist eine Massnahme? Absolviert frau eine Massnahme? Lässt sie sie über sich ergehen, weil sie «verwahrlöst» oder «schwererziehbar» ist? Handelt es sich um ein Nach-Sozialisierungsprogramm?

Wenn immer ich mich bei einer «Institution» für weibliche Jugendliche oder Mädchen anmeldete, beschlich mich das Gefühl, in einen klandestinen Raum einzudringen: eine Mischung zwischen befriedeter Kriegszone und sakralem Geheimbund.

Telefonat mit Priska Schürmann von der Abteilung Straf- und Massnahmenvollzug beim Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement. Ob sie wisse, wieviele Erziehungshei-

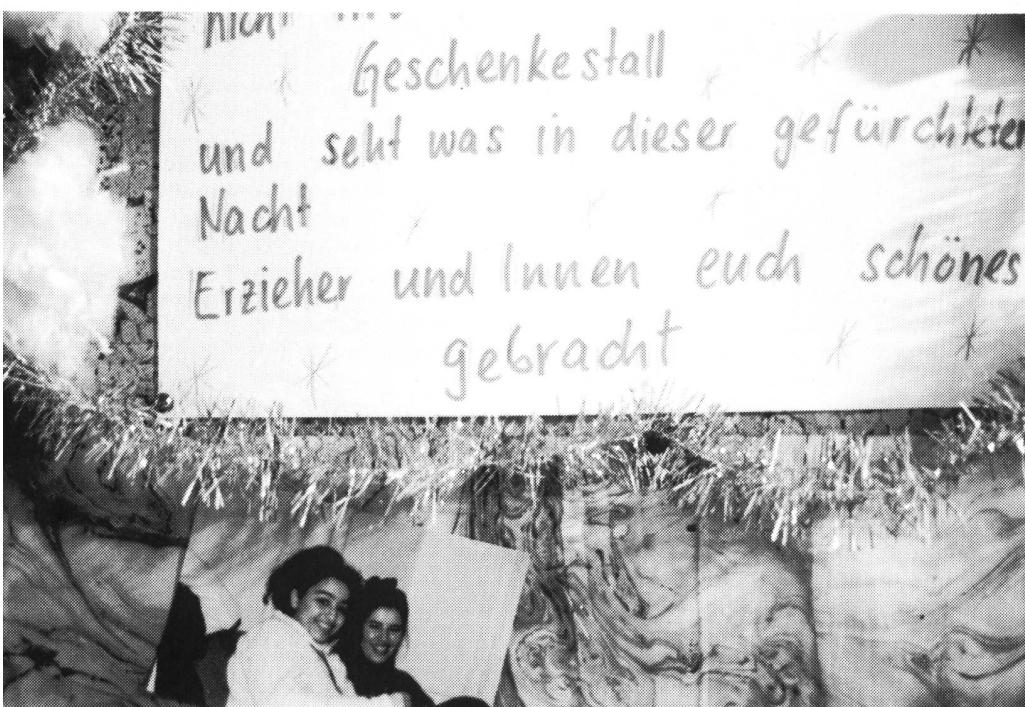
me für Mädchen und junge Frauen es gebe? Sie zählt eine Reihe auf, lässt sich schliesslich dazu bewegen, mir die Liste der «Erziehungs-inrichtungen für Kinder und Jugendliche und Vollzugseinrichtungen für junge Erwachsene» zuzustellen. In der Deutsch-Schweiz sind deren 81 aufgelistet plus drei «Arbeits-erziehungsanstalten für junge Erwachsene» – 13 dieser Institutionen sind für Mädchen und junge Frauen, der grosse Rest für Knaben und junge Männer. Plausibler Schluss: Weibliche Jugendliche machen in unserer Gesell-schaft weniger Zoff und sind angepasster. Die Urteilsstatistik zeigt dasselbe Bild: 1992 verurteilten Jugendgerichte insgesamt 7357 Ju-gendliche oder Kinder, 6265 waren männlich, 1092 weiblich. Etwa 85 Prozent der strafrech-tlich relevanten Delikte begehen männliche Jugendliche oder Kinder. Definiert man eine strafbare Handlung von Kindern oder Ju-gendlichen als Ausdruck einer schwierigen Lebenssituation des oder der Minderjähri-gen, verliert die Statistik an Aussagekraft. «Männliche Jugendliche, die Schwierigkeiten haben oder machen, delinquieren schneller. Frauen handeln das eher innerlich ab oder richten die Aggression gegen sich selbst. Ein Selbstmordversuch oder eine lebensgefährliche Magersucht rüttelt die Bevölkerung weni-

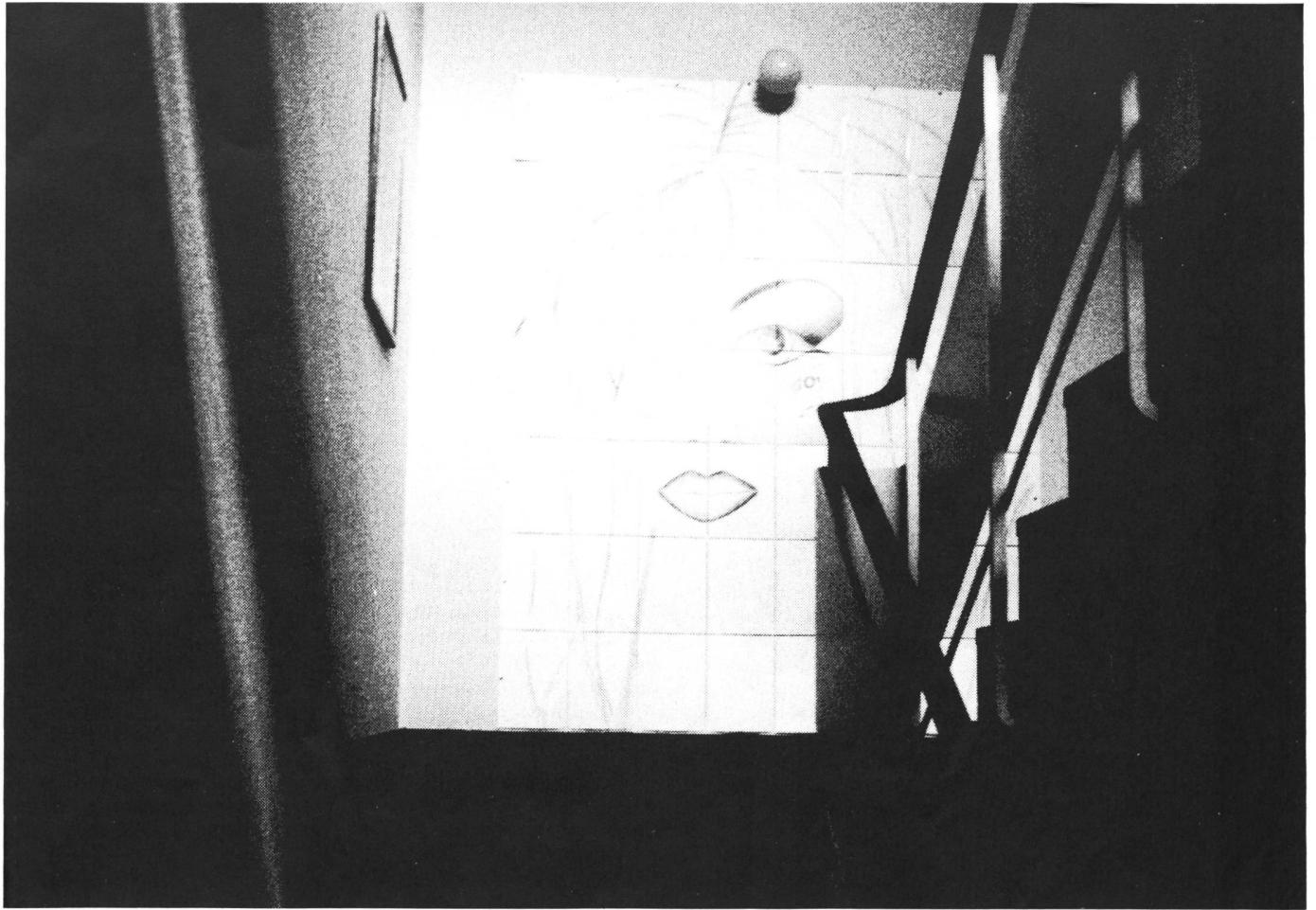
ger auf, als wenn ein Junge beginnt, aggres-siv dreinzuschlagen», konstatiert eine erfah-rene Heimleiterin.

Das Heim nützt, sagt die junge Frau

«Gönd Si doch use», sagen die Mädchen zu Rüdiger Heil. «Könnt ihr dann besser reden?», fragt er. «Ja – gehen Sie!» Er geht. Rüdiger Heil leitet seit zwei Jahren das Mädchenheim Wolfbrunnen in Lausen, an der Gemeinde-grenze zu Liestal. Die Mädchen lümmeln in den Sofas des BetreuerInnenzimmers. Leicht verschüchtert und irritiert. Was sollen sie er-zählen. Keine ist freiwillig hier, obgleich keine von der Jugendstaatsanwaltschaft eingewie-sen wurde, das Heim aber solche Mädchen beherbergen könnte. Sie sind zwischen 13 und 16 Jahre alt, manche lebten schon in an-deren Heimen. Sandra ** ist die gesprächig-ste: «Ich bin schon am längsten hier – seit zwei Jahren. Ich bin auch die älteste, ich bin 17.» Selbstbewusst wirft sie ihre blondgefärbten Haare aus der Stirn. In der Nase trägt sie einen feinen, silbernen Ring. Alles an ihr wirkt frisch, provozierend, punkig: schwarze Blumen spitzen-Strümpfe, kurze schwarze Shorts, ein schwarzes, weitausgeschnittenes Shirt. Sie glaube, dass das Heim im grossen und ganzen mehr nützt als schadet, sagt sie. «Die Leute hier» – sie meint die BetreuerInnen – «wollen einem ja nicht schaden. Hier kannst du auch mal ausrasten. Zu Hause geht das nicht, da kannst du dich nicht entziehen.» Nicht immer war sie so vernünftig. Früher hielt sie den Wolfbrunnen schon mal für ein Gefängnis, wollte abhauen. «Jede, die hier drin ist, weiss auch, dass das einen Grund hat», sagt sie heute, es habe wenig Sinn, die ganze Zeit darüber nachzugrübeln und sich jeden Tag zu sagen: «Mi schisst's a, mi schisst's a.»

Arrangieren müsse man sich und profitieren. Sie lebt heute im Pavillon neben dem alten Herrschaftshaus Wolfbrunnen, zu dem einst ein grosses Landgut gehörte. Weil sie im Mo-ment keinen Job hat, hilft sie im Haushalt mit. Ansonsten hat sie aber viel mehr Freiheit als die Jüngern im Heim und gehört auch nur noch halb dazu. Die anderen Mädchen sitzen schweigend daneben und rauchen. Sie woll-ten den Heimleiter nicht draussen haben, um ihren Kropf zu leeren, sondern um zu rau-chen. Was würden sie denn ändern in diesem Heim, wenn sie die Macht dazu hätten? Das mit dem Rauchen: «Wir dürften eigentlich alle nicht rauchen – wenn sie uns erwischen, gibt





es wieder Arbeitsstunden, Aufräumen, Abwaschen, Putzen und so weiter» – und das stinkt ihnen sehr.

Es herrscht kein absolutes Rauchverbot im Wolfbrunnen. Nur: Die Mädchen dürfen erst ab 16 rauchen. Vernünftig, denke ich. Aber was sagt man 15jährigen, die selbständig sein wollen und in einer Zigarette sehen, was ihnen der Camel-Man vorwirbt: Freiheit, Unabhängigkeit, Abenteuer.

Und sonst gäbe es nichts zu ändern? Gemischt müsste das Heim sein, mit Jungens zusammen wäre es viel spannender. Aber seit sie hier sei, habe sich viel verändert, wirft Sandra ein. Früher habe es schon Lämpen gegeben, wenn nur ein Schulkollege fünf Minuten in ihrem Zimmer war: «Heute haben wir oft Besuch. Fast jeden Tag. Mädchen dürfen auch hier schlafen.» Das Haus sehe heute auch besser aus. «Vorher sah vieles richtig vergammelt aus – ich habe mitgeholfen zu streichen. Jetzt ist es viel heimeliger. Vielleicht kriegen wir auch noch einen Billard-Tisch.»

Sie habe sich ans Heim gewöhnt, erzählt Sandra, demnächst gehe sie nach England in ein Au-pair-Jahr. Sie habe zuvor eine Stelle gesucht. Fast hätte sie eine Lehrstelle in einem Plattengeschäft gehabt, dann platze alles, weil der Lehrling, den sie in diesem Geschäft schon hatten, die Abschlussprüfung nicht schaffte und repeterien muss. Ein weiteres Jahr wolle sie nicht verplempern. Und nach dem Au-pair-Jahr versuche sie, an die Kunstgewerbeschule zu gehen. Sie sprudelt vor Lebensfreude und Vernunft. Die jüngern Mädchen wirken nicht ganz überzeugt. Ein etwa 13jähriges Mädchen mit blasser Haut

meint nüchtern, sie sei schon in manchen Heimen gewesen: «Und am Schluss sind alle gleich.» Nein, das stimme nicht, wirft eine andere ein. Doch, sie hat schon recht, entgegnet eine Dritte... Und wie läuft's mit den BetreuerInnen? Eigentlich ganz gut, nur zwei seien nervig, die würden immer rummotzen. Aber sonst seien sie schon okay.

Und die Schule? «Schule kann man dem ja wohl nicht sagen», lacht eine. «Wenn wir etwas nicht machen wollen, tun wir einfach nichts.» Wolfbrunnen verfügt über eine hausinterne Schule. «Die meisten Mädchen haben enorme Lücken, oft fehlten sie früher wochenlang in der Schule», sagt ihre Lehrerin, Ruth Brönnimann. Sie dürfte um die fünfzig sein, mütterlich und geduldig. Sie habe zu Hause auch zwei pubertierende Söhne, aber manchmal sei sie schon «verschrocke», was da ablaufe. «Gestern zeigte ich einen Sachfilm. Sofort sagte eine: Hend Sie ken Spillfilm, das isch langwillig. Die Mädchen haben einfach nicht die Nerven, fachspezifischen Dialogen zu folgen, die keine besonders aufregende Handlung haben. Sie können sich unglaublich schlecht konzentrieren.»

Es könne ihr auch passieren, dass ein Mädchen, wenn sie in normalem Ton etwas zu ihm sage, sie anherrsche: «Motze Si mi nid a, sunsch schlon i Ihnen ains!» «Ich bin für die Mädchen wie eine Projektionswand – sie sagen zu mir, was man früher ihnen sagte, und merken es manchmal gar nicht.» Oft hätten die Mädchen eine arrogante Art, womit sie dann natürlich in der Öffentlichkeit anecken und sofort Probleme bekommen würden. Das Leben im Wolfbrunnen regelt sich nach einem Bonus-System. Wohlverhalten wird mit

Pluspunkten belohnt. Jedes Mädchen startet mit vier Punkten in die Woche. Wer sein Hausämtli nicht macht oder allzu bösartig in der Schule rumstänkert, verliert Punkte. Schildchrötl-System nennt sich das Ganze. Die BetreuerInnen stampfen Schildchrötl in eine Liste. Die Mädchen können die Schildchrötl in Vergünstigungen umtauschen: zwei Tierchen für eine Massage, drei für einen Haarschnitt, fünfzehn für eine CD und so weiter. Mit sechs Punkten darf die junge Frau mit ihren Bezugspersonen einen «Ausgang» nach eigenem Wunsch gestalten, zum Beispiel ins Kino oder Billard spielen gehen.

Wozu am Morgen aufstehen

Rüdiger Heil hat eine Ausbildung als Erziehungswissenschaftler. Er arbeitete früher in Deutschland in der freiwilligen Jugendarbeit. Er baute Jugendzentren auf, organisierte Konzerte und führte Projekte für arbeitslose Jugendliche durch. Sie alle konnten kommen, wenn sie wollten oder eben nicht. Dann wechselte er ins Heim – weg aus der Welt des freiwilligen Funs.

Er sei mit liberalen, humanistischen Ideen angetreten, sagt er. Freiheit als Schlüsselwort. «Wir boten am Anfang ein Mass an Freiheit, das uns die Mädchen dann um die Ohren schlugen», ein Lehrgeld habe er bezahlt, konstatiert er. «Mit gutem Willen und Liebe ist es nicht getan.» Heute gingen sie bezüglich «Freiheit» den umgekehrten Weg: Zuerst mussten sich die Mädchen in die Hausgemeinschaft eingliedern und lernen, die Hausordnung zu akzeptieren. Haben sich die jungen Frauen an die Spielregeln gewöhnt, gewährt man ihnen kontinuierlich mehr Freiraum, bis

Die Sozis wollen reden, reden, reden

sie letztlich fähig sind, mit ihrer Freiheit zu kutschieren. Rüdiger Heil ist ein Achtundsechziger. Er kennt die linken Debatten. Irgendwann sprechen wir über geschlossene Institutionen. Eine wie beispielsweise die ANE, die Nacherziehungsanstalt Bellevue in Altstätten. Die Mädchen sind dort für mehrere Wochen bis Monate eingeschlossen – in der Hoffnung, sie würden zu sich kommen, eingeschlossen wie im Mutterleib ihren Weg finden und inskünftig nicht mehr auf Kurve gehen. «Was denken Sie über geschlossene Institutionen?» fragt Heil. «Ich bin grundsätzlich dagegen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Mädchen da wirklich Boden unter die Füsse kriegen soll.» Er zögert, meint, er verstehe das. Aber eben: Er hat mit den Mädchen gearbeitet und sein Lehrgeld bezahlt. Er sieht seine Aufgabe darin, den Mädchen zu zeigen, «was eigentlich Spass macht am Leben und warum es Sinn macht, am Morgen aufzustehen». Manchmal könne ein Mädchen aber so massiv rebellieren, dass es nicht mehr tragbar sei: «Dann müssten wir es – wie das im Heimjargon so schön heisst – zur Verfügung stellen.» Und das gelte es zu vermeiden. Jede Zur-Verfügung-Stellung wäre eine Niederlage, für das Mädchen und für die Institution. «In solchen Fällen greifen wir auf die geschlossene Abteilung zurück und weisen ein Mädchen im Sinne einer Krisenintervention zum Beispiel für etwa eine Woche in die geschlossene Abteilung des Foyers in den Ziegelhöfen in Basel ein.» Während dieser Woche habe das Mädchen Zeit, sich zu überlegen, «ob es wirklich nicht mehr zu uns zurück will. Es merkt aber auch, dass sein Verhalten Konsequenzen hat.» Zur-Verfügung-Stellen kann für die Mädchen heissen: ein nächstes Heim oder eine geschlossene Anstalt wie die ANE. Von fünf bis sechs Mädchen, die in den Wolfbrunnen kommen, macht eines Zwischenstation auf einer geschlossenen Abteilung. Erst einmal sei es in den letzten zwei Jahren vorgekommen, dass man ein Mädchen wirklich in ein geschlossenes Heim habe einweisen müssen, sagt Rüdiger Heil. Die Crux ist offensichtlich: Entscheiden, ob frau in dieser Gesellschaft konform funktionieren will, kann nur, wer das Konform-Funktionieren gelernt hat. Zweifellos sind Heime nach wie vor Institutionen, die widergespenstige junge Menschen – die aus irgendwelchen Gründen Pech hatten und aus der familiären «Normalität» rausfielen – in die Gesellschaft einpassen wollen. Sie müssen eine

vernünftige Ausbildung haben, müssen lernen, anständig zu kommunizieren, am Morgen rechtzeitig aufzustehen, sich sauber zu kleiden, mehrere Stunden hintereinander eine langweilige Arbeit auszuhalten, ihre eigenen Grenzen zu kennen. Sie müssen, weil alle müssen. Lernen sie es nicht, haben sie ihr Leben lang «eine Zwei auf dem Rücken».

Es ist kalt in der WG

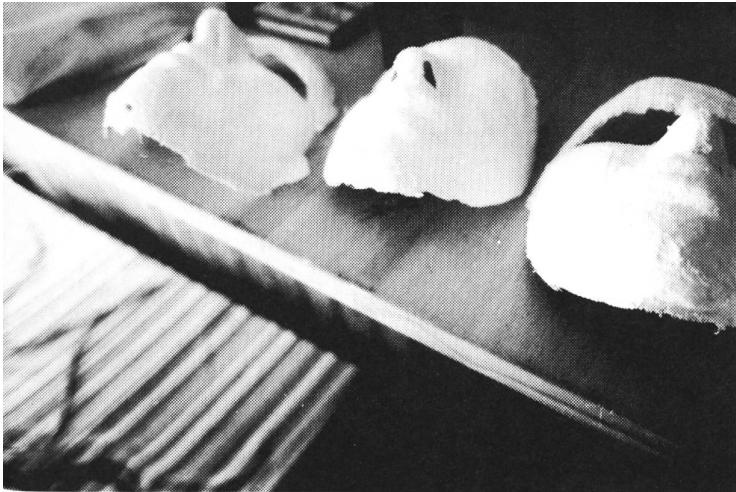
Szenenwechsel. Eine wunderschöne Villa. Grosse Räume, im Aufenthaltsraum steht ein Billardtisch und ein Tschütseli-Kasten, ein Bügelbrett, und draussen pfeift der Wind durch die Tannen. In einem Zimmer spielt jemand Klavier, Geschirrgeschäpper in der Küche. Sie wisst nicht, ob die jungen Frauen mit mir reden wollten: «Vielleicht bocken sie», sagt die etwa 35jährige Betreuerin. Zwei junge Frauen hängen auf den mit Ethnostoff überzogenen Matratzen rum und rauchen. Sie lassen sich bitten, bis eine bestimmt sagt: «Doch ich will.» «Ich lasse Sie allein», sagt die Betreuerin und verschwindet mit der Bemerkung, «dann könnt ihr freier reden.»

«Warum tust du das – worüber willst du schreiben», fragen die beiden Frauen. «Ich möchte wissen, wie es sich lebt in einem sogenannten «Heim». – Mal rein äusserlich betrachtet habt ihr es hier eigentlich wunderschön.» – «Ja, das schon. Das Haus hat mich am Anfang irrsinnig beeindruckt. Das beeindruckt alle, die das erste Mal herkommen», meint Naomi. «Aber weisst du, es ist wahnsinnig kalt hier drin», sie schweigt einige Sekunden und fügt an, «ich meine nicht etwa wegen der Heizung, das wäre das kleinste Problem.» Ich schaue sie verwundert an. Einige Tage zuvor hatte ich ein Gespräch mit der Heimleiterin. Sie klang sehr aufgeschlossen, selbtkritisch und offen. Sie sagte mir, die Mädchen würden es gar nicht ertragen, bemüht zu werden. «Ich bin halt ein etwas mütterlicher Typ. Aber das kommt sofort zurück, dann halten sie mir vor, ich solle nicht immer die Mutter spielen.» Sie erzählte mir auch, fast alle Mädchen hätten Essstörungen, die Hälfte davon ziemlich gravierende. Vieles drehe sich in diesem Haus ums Essen. Die jungen Frauen könnten nach Wunsch selbst einkaufen und auch selbst kochen. Nur pickten sie oft im Essen rum und liessen den Rest stehen. Aber das sei vermutlich kein spezifisches Problem dieses Hauses: «Vermutlich haben die meisten jungen Frauen in diesem Alter Essstörungen», sie könne sich noch erinnern, wie sie in diesem Alter gegessen habe, das sei nicht viel anders gewesen.

«Kalt ist es hier. Wie meint ihr das?», frage ich die Frauen. «Ich spüre keine Wärme hier drin», erwidert Salome*. Jeden Mittwoch gebe es beispielsweise eine hausinterne VV (Vollversammlung), alle seien dabei, und da müsse man reden: «Die Sozis – so sagen wir den Betreuerinnen – reden darüber, ob es pro Woche zweimal Nutella gibt. Das ist für sie ein Problem.» Nur eine der Sozis würde sie wirklich verstehen, die anderen spielten sich auf wie ihre Mütter. «Kommen wir zum Beispiel am Abend nach Hause, frage sie uns: Wie geht es dir? Doch schon nach einem Satz beginnen sie von ihren Problemen zu reden», bemerkt Naomi, «dabei sind doch die für uns und nicht wir für sie da.» «Ich habe wirklich schon Mist gebaut. Letzte Woche war ich zum Beispiel auf der Kurve – fast die ganze Woche. Dann fragen sie einen nachher, warum man das gemacht habe. Einfach so, ich wollte meine Ruhe – darum. Aber immer musst du reden, reden, reden.»

«Weisst Du noch, Salome, als Dir die schlimme Sache passiert ist. Da sassst Du hier in der Stube, alle waren dabei, und die wollten einfach, dass Du vor allen erzählst. Du hast geweint. Aber sie drängten, dass Du erzählst.» «Genau, das war schlimm. Am Schluss musste ich erzählen – ich konnte nicht anders. Oft erzählt man ihnen einfach irgendwas, nur damit man seine Ruhe hat.» Naomi ist zwanzig Jahre alt und freiwillig hier. Sie absolviert zur Zeit eine kaufmännische Lehre. Sie hat eine Inzestgeschichte hinter sich, ist aber immerhin so weit drüber hinweg, dass sie davon reden kann und reden will. Im Haus spielt sie die Rolle der Klagemauer. Wer Probleme hat, geht zu Naomi: Vielleicht weil sie die Älteste ist, weil sie sehr vernünftig und geduldig wirkt, weil sie selbst im gleichen Elend steckt. In wenigen Wochen werde sie hier ausziehen, sagt sie, niemand könne sie zurückhalten. Sobald sie eine vernünftige Bleibe habe, gehe sie.

«Glück hast Du», meint Salome. Sie ist gebürtige Spanierin, ihre Eltern lernte sie erst mit sieben Jahren kennen. Ihr Vater habe gesoffen und rumgeprügelt. Und sie prügelte auch, wenn sie nicht mehr weiterwusste. «Ich habe die Juga, die Jugendanwaltschaft am Hals. Ohne Anwalt werde ich all die Geschichten, in denen ich drinstecke, nicht los. Aber wer bezahlt mir schon einen Anwalt.» Vor kur-



zem sei sie aus der Lehre geflogen: «Und jetzt auch noch aus der Schule, die ich danach begonnen habe. Warum? Weil ich geklemmt habe und der Lehrer meinte, ich gehöre gar nicht in diese Schule.» Eigentlich möchte sie gerne eine private Handelsschule machen, aber alle sagten, das gehe nicht. «Ich begreif nicht, warum das nicht gehen soll», sagt die junge Frau aufgebracht. Ihre dunklen Locken quellen wild unter einer blauen Mütze hervor. «Die bezahlen für mich hier im Monat sieben Riesen. Kannst du dir das vorstellen! Sieben Riesen, weil ich ausserkantonal bin. Was ich mit diesem Geld machen könnte. Die könnten mir doch ebenso gut ein kleines Zimmer mieten und mir damit die Handelsschule bezahlen.»

«Ich habe eine Therapie angefangen. Eigentlich möchte ich mit meiner Therapeutin über ganz andere Dinge schnurren, aber ich muss immer über unsere Wohngruppe reden, weil's so nervt, was hier abläuft. Ich erzähle den Sozis möglichst gar nichts mehr. Und frech bin ich auch geworden. Früher wusste ich gar nicht, was frech-sii heisst», lacht Naomi, «aber ich hab's hier gelernt und motze rum wie alle.»

Wenn sie am Wochenende auswärts übernachten wollten, müssten sie Anträge schreiben. Das könnte sie ja noch verstehen, aber sie habe letzthin einen Antrag geschrieben, und da hätten die Sozis nachher draufgeschrieben: «Geht es dir eigentlich noch.» Sie habe mit einigen Freundinnen nach dem Weihnachtsessen im Konferenzzimmer übernachten wollen: «Hätten sie gesagt, vielleicht sei ich nach dem Essen etwas betrunken, und es könnte etwas mit einem Typen geschehen, hätte ich das begriffen – aber so, da raste ich einfach aus.»

Eine kleine, burschikose Italienierin, die noch nicht lange in der WG lebt, mischt sich ein: «Ja genau, sie sagen einfach nur Nein und geben keine Begründung, das macht mich total wütend. Mit einer Begründung könnte ich leben, aber ohne – die behandeln uns wie Kindsköpfe.»

Wir reden darüber, wie es besser laufen könnte. Einhellige Antwort: «Sozis rauschmeissen.» Eine Betreuung sei schon gut, aber alles hänge davon ab, ob man draussen eine gute «Beiständin» habe, die einem helfe. Im übrigen sollte das Heim zu einer begleiteten WG umgemodelt werden: «Das wäre gut: Die Be-

treuerin kommt jede Woche vorbei, bespricht mit den Leuten der WG die Probleme, und du weisst, an wen du dich richten kannst – ansonsten bist du unabhängig.»

Salomes Adrenalinpiegel steigt während des Gesprächs spürbar. Sie steht auf, wandert in den Zimmern rum, schnauzt eine Betreuerin an, die reinschaut: «Was luegsch so blöd!» Plötzlich scheppert's in der Küche – Geschrei. Naomi springt auf: «Ich muss nachschauen, sonst schlägt sie sie ab.»

Die Situation scheint sich zu beruhigen. «Wenn ich nicht gegangen wäre, hätte sie sie verprügelt. Wenn Salome ausrastet, schlägt sie drein. Ich habe ihr zwar schon gesagt, nur wenn man schwach ist, muss man dreinschlagen. Sie hat es auch gecheckt. Nur manchmal passiert's trotzdem.» In der Küche waren Salome und eine Betreuerin wegen einer Kleinigkeit aneinandergeraten. Die Atmosphäre ist fröhlig gespannt. Alle sitzen und warten, bis der Abend vorbei ist.

Später kommt Salome wieder rein, setzt sich auf eine Matratze und fragt verzweifelt: «Was soll ich nur tun? Ich kann nichts machen. Hier weg kann ich nicht. Mit meiner Beiständin kann ich auch nicht reden. Die hat viel zu viele Mädchen am Hals. Und was ist aus all denen geworden: Die eine ist auf der Gasse abgestürzt, eine andere hat sich letztes Jahr das Leben genommen – ich lebe noch am normalsten.» Sie sitze in der Falle. «Geh ja nicht auf die Kurve, tu's nicht», beschwört Naomi sie. Immer wenn Salome so drauf sei, gehe sie auf die Kurve «oder wirft ein Kilo Tabletten rein. Aber in dieser Verfassung kann ich auch nicht mit ihr reden. Sie hört mich nicht», sagt Naomi, als Salome das Zimmer wieder verlassen hat.

Das Heim wirkt offen und ziemlich frei. Die Mädchen dürfen rauchen, selbst das Kiffen tolerieren die Betreuerinnen schweigend. Die jungen Frauen wissen: Wenn sie jetzt den Rank im Leben nicht kriegen, kriegen sie ihn nie. Doch was, wenn es für sie keine Perspektive gibt: Lehrstellen sind rar, wer mag sich schon mit einer jungen Frau abmühen, die Stunk macht. Die jungen Frauen sagen zum Abschied: Sie haben einen guten Abend erwischt – so ist das Leben hier.

Empfindliche Einrichtungen

Eine öffentliche Debatte über Heime existiert kaum mehr. Offensichtlich nach dem Motto: Das beste Heim ist dasjenige, das niemand

kennt. Nicht einmal eine interne Debatte unter den MitarbeiterInnen in den verschiedenen Heimen läuft. Alle sind sich zwar individuell einig: Es gibt zu wenig verschiedene Angebote für junge Frauen, die in einer schwierigen Lebenssituation stehen, nicht bei ihrer Familie bleiben können und noch nicht auf eigenen Füssen stehen. Rüdiger Heil meinte: «Heime sind empfindliche Einrichtungen: Wenn es Schwierigkeiten gibt, werden die draussen kaum differenziert wahrgenommen. Dabei wäre es eine Stärke, Schwierigkeiten offen darzulegen, denn jedes Heim hat seine Probleme.»

Selbst bei HeimleiterInnen-Treffen würden oft «Fensterreden» gehalten, und viele stellten ihre Heime dar, als ob nur eitel Harmonie herrsche. Das habe seinen Grund: «Schwierigkeiten werden von Fachkreisen als Manko gewertet. Interne Konflikte in einem Heim können immer Schwierigkeiten schaffen – und werden sie öffentlich, haften sie einem Heim oft Jahrzehntelang an.» Die einweisenden Behörden mieden es, ihre Klientel in ein solches Heim einzuweisen – auch wenn sich alles längst geändert habe. SozialarbeiterInnen, die ein Mädchen einweisen müssten, wollten ebenfalls, «dass immer alles wunderbar ist oder zumindest so scheint» – um nicht selbst die Kritik einzufangen, unvorsichtig plaziert zu haben. Also keine Debatten über Heimprobleme, nach der irrgen Vogelstraussaltung: wo keine Debatte, keine Probleme. Derweil gebe es in pädagogischen Fragen sowieso keinen wahren Weg: «Man kann versuchen, alles zu beleuchten und muss sich dann für einen Weg entscheiden. Aber im Alltag kann man nie ganz sicher sein, dass man richtig entschieden hat.»

Heime sind Institutionen, die man nicht haben möchte. Und dennoch braucht die Gesellschaft Heime: Im guten Sinn zur Persönlichkeitsentwicklung, im schlechten Sinn zur Disziplinierung. Doch bräuchte es auch eine Debatte darüber, ob Schildchröti-Systeme, Rederituale oder zeitweilige Einschliessung zum guten oder schlechten Sinn gehören.

** Namen geändert

* Susan Boos arbeitet als Journalistin und Redaktorin bei der Wochenzeitung (WoZ).
Marie-Anna Gneist arbeitet als freie Fotografin in Zürich.

Diese Reportage wurde ermöglicht durch einen finanziellen Beitrag des Autonomen Frauenzentrums Zürich (AFZ).